

Heimatbund TÖGING

Beiträge zur Heimatgeschichte

GERDA BERNHAUER

Ein Kapitel deutscher Geschichte: Von Prag nach Töging

Nachdem Ende Januar die Russen die deutsche Reichsgrenze bei Breslau überschritten und kurz darauf Oberschlesien erobert hatten, wollte mein Vater Karl Bernhauer nicht länger warten; er ahnte, was kommen würde und hatte alles für unsere Flucht vorbereitet. Am 24. April 1945 verließen wir drei Kinder mit der Mutter unsere Wohnung in der Kopernikusstraße auf dem Königlichen Weinberge, hoch über der Stadt. Vater arbeitete in der Böhmisches Union-Bank am Graben in der Altstadt. Er war wegen seines Herzfehlers nicht beim Militär, musste sich aber immer zum Volkssturm melden; eine Flucht aus Prag zusammen mit seiner Familie wäre nicht möglich gewesen. Mit uns flüchtete Frau Schillhansel mit drei kleinen Kindern; ihr Mann war ein Kollege meines Vaters.

Vater wollte uns aber nicht nur vor den Russen in Sicherheit bringen, von deren Grausamkeiten bereits Gerüchte umgingen, sondern in erster Linie auch vor den Tschechen, die sich nach der Befreiung an den verhassten Deutschen rächen würden. Die Familie Bernhauer war seit Generationen in Nordmähren beheimatet. Vater kam 1925 nach Prag, 1928 heiratete er Mutter, die aus Tetschen an der Elbe, im Nordosten der Tschechei, stammte.

An diesem 24. April also verließen wir frühmorgens mit einem Holzgaser unser geliebtes Prag in Richtung Böhmerwald. Dort in dem kleinen Ort Guthausen hatte unsere Mutter Verwandte. Ich erinnere mich noch gut an das hämische Grinsen eines tschechischen Mitbewohners im Haus, als wir unsere Wohnung verließen. In einer plötzlichen Eingebung nahm ich im letzten Moment ein kleines, etwa handtellergroßes Bildchen an mich, das an der Wand hing. Es ist eine Radierung von der Karlsbrücke mit dem Altstädter Brückenturm und links hinten die Kuppel der Kreuzherrenkirche. Das Bild ist heute noch in meinem Besitz und erinnert mich immer an meine verlorene Heimat. Wir hatten ja kaum persönliche Gegenstände oder Erinnerungsstücke mitgenommen, denn wir rechneten fest mit einer Rückkehr nach Kriegsende, und Mutter hatte doch auch die Hausschlüssel in ihrer Handtasche verwahrt. Unseren Vater sahen wir an diesem Morgen zum letzten Mal. Am 5. Mai begann der Prager Aufstand, der mit dem Abzug der Wehrmacht aus Prag am 8. Mai endete. Einen Tag später zog die Rote Armee in die Stadt ein. Etwa 15 000 Deutsche mussten dabei ihr Leben lassen, Tausende wurden vertrieben. Was aus unserem Vater geworden ist, haben wir nie erfahren.

Es war ein nebeliger Tag, ein Umstand, der uns auf der Fahrt vor amerikanischen Tieffliegern schützte. Wir sahen viele zerschossene Fahrzeuge am Straßenrand. Mutti saß mit drei Kindern neben den bei-

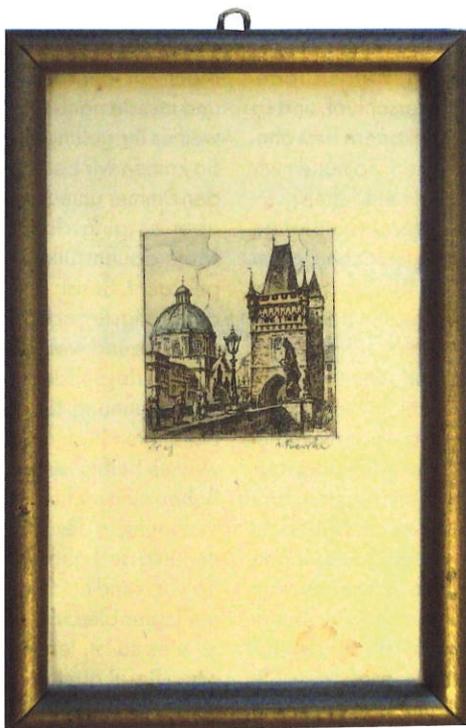
den tschechischen Fahrern. Wir anderen hockten oben auf der kleinen Ladefläche, ich die ganze Zeit auf dem Kinderwagen unter einer Plane; es war sonst kein Platz mehr übrig. Mitgenommen hatten wir Dieters Kinderbett, drei Steppdecken, drei Rucksäcke, einen Reisekorb mit etwas Lebensmitteln und drei Koffer. Wir alle waren winterlich gekleidet. Zwi-

schendurch kontrollierten uns deutsche Feldjäger, denn es durfte kein deutscher Mann Prag verlassen; alle wurden zum Volkssturm eingezogen. Unser Ziel war zuerst Wallern, wo Schillhansels ausgeladen wurden. Dann ging die Fahrt einige Kilometer weiter nach Guthausen zu Tante Milie Fischer, einer Verwandten von Mutter. Völlig überraschend tauchten wir bei ihr auf. Sie gab uns als erstes ein Butterbrot, auch den Fahrern, die darüber sehr überrascht waren. Mutti gab ihnen, so viel ich weiß, noch ein paar Zeilen an Vati mit. Einige Tage überließ uns Tante Milie, die den einzigen Dorfladen hatte, ihr bestes Zimmer. Da meine Tante schon acht Personen einquartiert hatte, mussten wir zu Frau Klein umziehen, einige Häuser weiter. Der Raum enthielt zwei Betten mit Strohsäcken, auch Dieters Bett konnten wir aufstellen und es gab einen Ofen, Tisch und Stühle. Das Wasser wurde aus der hauseigenen Quelle auf der gegenüberliegenden Straßenseite geholt.

Am letzten oder vorletzten Kriegstag erschreckte uns Kanonendonner, der über den Bergen aus Bayern immer näher zu rücken schien. Die Nacht hatten wir angekleidet auf den Betten verbracht. Am Morgen zogen wir in den nahen Wald, dort irrten wir ratlos herum. Am Dorfende stand ein halb fertiges Haus, das eine Frau bewohnte, die Mutti noch aus ihren Kindertagen von ihren Aufenthalten in Guthausen kannte. Dorthin flüchteten wir und versteckten uns im ausgebauten Keller. Zum Glück besetzten die Amerikaner das Dorf. Als Ruhe eingetreten war, begaben wir uns wieder in unser Quartier. Ich war gerade dabei, mir die langen Zöpfe zu kämmen, als ein junger amerikanischer Soldat das Zimmer kontrollierte. Ich starrte ihn schreckensbleich an und er verließ irritiert den Raum. Aber dann kamen die

Tschechen. Sie machten sofort eine Hausdurchsuchung, stiegen auch in den Keller und vergriffen sich in der Hoffnung auf Schnaps an einer Flasche mit klarer Flüssigkeit – es war Weihwasser.

Die folgenden drei Monate vergingen mit gelegentlichen Märschen nach Wallern, um Lebensmittel zu holen. Wir sammelten Holz zum Kochen und halfen Tante Milie bei der Heuernte. Leider starb plötzlich ihr Pferd, es war das einzige im Dorf, aber immerhin gab es nun für uns etwas Fleisch zu essen.



Dieses kleine, etwa handtellergroße Bildchen nahm ich in einer plötzlichen Eingebung im letzten Moment an mich, bevor Mutter unsere Wohnung zuspernte. Es ist eine Radierung von der Karlsbrücke mit dem Altstädter Brückenturm und links hinten die Kuppel der Kreuzherrenkirche. Das Bild ist heute noch in meinem Besitz und erinnert mich immer an meine verlorene Heimat. Wir hatten ja kaum persönliche Gegenstände oder Erinnerungsstücke mitgenommen, denn wir rechneten fest mit einer Rückkehr nach Kriegsende, und Mutter hatte doch auch unsere Hausschlüssel in ihrer Handtasche verwahrt.

Die junge Moldau war nicht weit weg von hier. Mit unseren Gedanken begleiteten wir sie sehnsüchtig auf ihrem Weg in unser geliebtes Prag. So ging es ungefähr bis Juli, bis für uns völlig überraschend ein Erlass an alle Flüchtlinge des Ortes kam, dass wir uns am 25. Juli mit unserer Habe bei der Kapelle des Ortes einzufinden hätten. Hier erfuhren wir zu unserem Entsetzen, dass wir aus der Tschechoslowakei ausgewiesen werden sollten; wir hatten von den politischen Vorgängen im Lande nicht viel mitbekommen, warteten eigentlich immer auf eine Nachricht von Vater. An der Kapelle hielten amerikanische Militärlaster, die wir mit unseren Habseligkeiten besteigen mussten. Die kurze Fahrt ging nach Wallern. Vor dem Bahnhof wurden wir ausgeladen. Unser Gepäck, für jede Person ein Koffer und ein Rucksack, an den ich einige kleine Töpfe angehängt hatte, wurde kontrolliert, von einem selten humanen Tschechen in Zivil. Er nahm nur Horsts HJ-Dolch und unser Protektorgeld an sich. Schlechter erging es anderen: ich sah aufgeschlitzte Federbetten und vielen wurden Uhren oder sonstige Wertsachen gestohlen. Meine Mutter musste zum Registrieren zu einer amerikanischen Dienststelle und dann zur Leibesvisitation, wo tschechische Frauen ihre Kleidung kontrollierten. Die suchende Tschechin fand nichts, da Mutti den Hüfthalter mit etwas eingnähtem Schmuck ablegte. Auch die in der Kleidung versteckten Reichsmark fand sie nicht. Das Geld, sparsam verwendet, reichte uns bis zur Währungsreform 1948. Da ein Gewitter aufzog, bat ich radebrechend einen amerikanischen Soldaten um einen Unterschlupf, und so konnten wir die Nacht im Vorraum einer von den Amerikanern bewohnten Baracke verbringen, bis morgens der Offizier erschien. So hatten wir das Glück, in der Nacht den plündernden Tschechen zu entgehen.

Am nächsten Tag reihten wir uns mit Rucksäcken und Koffern in eine lange Menschenschlange ein. Wir schwitzten in unseren Wintersachen, denn um ja nichts zurückzulassen, hatten wir möglichst viele Kleidungsstücke übereinander angezogen. Da die Flüchtlinge nur das an Besitz mitnehmen durften, was sie selbst tragen konnten, standen schon „hilfsbereite“ schlesische Flüchtlinge bereit, die nichts hatten retten können, und für eine Wolljacke half man uns schleppen. An zwei Tischen saßen Tschechen, die unsere Namen registrierten. Dann ging es zurück zum Bahnhof, wo schon Güterwagen bereit standen. Wir bekamen sogar etwas Verpflegung zugeteilt, eine Dose Jagdwurst und ein Kommissbrot aus erbeutetem deutschen Militärproviant; ans Trinken war nicht gedacht worden. Irgendwann am Nachmittag mussten wir in den Güterwagen klettern, zu unserem Glück kamen wir in einen der oben nicht offen war. Wir waren nach meiner Erinnerung im Waggon etwa 45 Personen, Flüchtlinge aus Schlesien und ein Großteil schon einmal vertriebene ungarndeutsche Bauern, die einige entsprechende Erfahrungen hatten. Sie führten einen Nachtopf mit, der im Bedarfsfall herungereicht wurde und aus der offenen Klappe entleert werden konnte. In einer Ecke des Waggons fanden Frauen mit einem Neugeborenen einen geschützten Platz. Kurz vor Abfahrt, es war gegen Abend, erschien zu unserem Schutz ein amerikanischer Soldat, der sich ebenso wie wir am Boden niederließ, nur dass er eine Decke hatte. Zu ihm gesellte sich geschwind eine SS-Maid, die sich auf diese Art rettete.

Ich glaube, dass wir vier oder fünf Tage für das eigentlich kurze Stück bis Lauf an der Pegnitz über Furth im Wald unterwegs waren. Immer wieder warteten wir stundenlang auf Bahnhöfen, versuchten Wasser zu beschaffen, was uns nur bei den Zapfstellen für die Dampflokomotiven gelang. Für die Notdurft fanden wir manchmal Latrinen. Als wir die Grenze passiert hatten, hielt es uns nicht mehr auf dem Boden, die Anspannung war zu groß, wir standen alle auf; wir fühlten uns nun in Sicherheit. Die letzte Nacht schliefen wir im stehenden Zug am Bahnhof in Lauf an der Pegnitz. Hier war für uns Endstation.

Am Morgen standen wieder die schon bekannten amerikanischen Militärlaster bereit. Einer brachte uns nach Neunhof bei Lauf. Dort wies man uns einen Heustadel zu und überließ uns zunächst unserem Schicksal. Schließlich wurde das Schloss des Freiherrn von Welser frei, das vom amerikanischen Militär besetzt gewesen war. Nach Entfernen des Drecks der vorherigen Einquartierung hatten wir vier Personen endlich ein Zimmer mit einem dreistöckigen Eisenbett, allerdings ohne Ma-

tratten! Das war im August 1945. Später kamen wir zu einem anderen Schloss des Baron von Welser, weil er in dem Schloss, das er selber bewohnte, eine anständige „Einquartierung“ haben wollte; wir drei Kinder und unsere Mutter waren noch immer mit den vertriebenen Bauern aus Ungarn zusammen, und diese Ungarn gefielen dem Baron wohl nicht. Das Schloss war umgeben von Wäldern und Hopfenfeldern. Wir besaßen zwar Lebensmittelmarken und auch noch Geld, aber trotzdem begleitete uns Hunger und Kälte. Im Herbst konnten wir uns noch mit Pilzen helfen, im Winter beschäftigten wir uns mit Zapfen- und Reisklauben. So verging die Zeit bis zum Sommer 1946.

Wir waren vollständig abgeschnitten und ohne Kontakt zu Verwandten. Unsere Personalien hatten wir bei der Suchstelle des Roten Kreuzes angegeben, und so fand uns unsere Tante Johanna Hösler schon im Sommer 1946; diese war Lehrerin in Töging geworden. Auch meine Großmutter war bei ihr. Ihre Ausweisung aus Tetschen/Elbe verlief anders. Hier waren bereits die Russen einmarschiert und plünderten unentwegt die Wohnungen. Meiner Großmutter hatten sie sogar die Ohrringe und den Ehering abgenommen. Als die beiden Frauen ihre noch verbliebenen Habseligkeiten packen mussten, standen die Tschechen mit der Uhr in der Hand daneben. Der Transport brachte sie nach Thüringen, von wo sie nach Bayern gelangen konnten.

Noch ein Jahr brachten wir in Neunhof zu. Meine Mutter war sehr krank und musste nach Erlangen in eine Klinik. 1947 holte uns meine Tante ab, weil es ihr gelungen war eine Zuzugsgenehmigung für uns zu erhalten. So kamen wir bei Frau Gaisbauer am Beethovenplatz in einem Mansardenzimmer unter. Das war hier der Anfang. Wieder ein anderer Dialekt, aber es ging doch aufwärts. Unsere Strohsäcke konnten wir beim Mojerbauern füllen. Luftschutzpritschen hatten wir noch aus Franken mitgebracht. Sonst: kein eigener Stuhl, nichts. Ich weiß nicht mehr wer uns das Nötigste gegeben hat. Mit unserer Wirtin hatten wir Glück, sie zeigte uns alles und war sehr hilfsbereit. Ihr Mann Oswald war 1944 gefallen. Nach Kriegsende musste sie mit ihren drei Kindern für fast sechs Monate ihre Wohnung für die Amerikaner räumen; sie fand Unterschlupf bei Bekannten in der Max-Eyt-Straße. Sie hatte am eigenen Leib erfahren, was es heißt, vertrieben zu sein. Mein Bruder Dieter wurde mit ihrem Buben eingeschult. Bis 1950 wohnten wir bei ihr, dann bekamen wir eine Wohnung in der Robert-Koch-Straße. Erst ab da hatten wir unseren eigenen Wasserhahn und unser eigenes Klosett.

So nach und nach hatte sich die überlebende Verwandtschaft gemeldet, nur leider blieb mein Vater bis heute vermisst.

Wie es so ist, lernte ich zufällig meinen späteren Mann kennen, Wolfgang Bernhauer, ein enifernter Cousin von mir: so konnte ich meinen Namen behalten. Er hatte noch in Brünn ein Notabitur abgelegt, kam an die Westfront und wollte eigentlich nach der Entlassung aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft studieren. Doch er musste nochmals für ein Jahr auf die Schulbank, weil sein Notabitur, obwohl er das Zeugnis vorweisen konnte, nicht anerkannt wurde; erst dann konnte er in Darmstadt Physik studieren. Nach dem Studium fand er im Innwerk Arbeit. Wir haben 1954 geheiratet und fanden eine Wohnung im Huberhof. Meine Schwiegermutter zog dann 1958 auch hierher. Sie hatte den Brünner Todesmarsch mit all seinen Schrecknissen mitgemacht.

Der Brünner Todesmarsch war Teil der Vertreibung der deutschsprachigen Bevölkerung Mährens. Er begann am 31. Mai 1945 in Brünn; man trieb 27 000 vorwiegend Frauen mit Kindern, auch Kleinkindern und Säuglingen, sowie alte Menschen in Richtung österreichische Grenze. Viele waren den Strapazen nicht gewachsen und brachen am Straßenrand zusammen. Die Zahl der Toten wird auf 5200 geschätzt. Die meisten Opfer starben an Entkräftung, Hunger, Durst und Typhus. Erst im Juni wurde die Grenze zum damals sowjetisch besetzten Niederösterreich geöffnet. Meine Schwiegermutter kam 1946 nach Laudenbach an der Bergstraße, nachdem man sie aus Österreich ausgewiesen hatte. Ihr Mann starb 1945 an den Strapazen der Vertreibung aus Brünn.

Heuer werden es 68 Jahre, dass ich hier lebe; Geburt und Todesfälle kamen. Wir sind froh in Töging eine zweite Heimat gefunden zu haben.